

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 18 (1950-1951)
Heft: 7

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

WESEN UND AUFGABE DER UNIVERSITÄT

Der Regierungsrat des Kantons Bern bereitet ein neues «Universitätsgesetz» vor, das — als Pendant zur Zürcher «Universitätsordnung» — das noch aus dem Gründungsjahr der Universität Bern stammende «Hochschulgesetz» ablösen soll. In der Erkenntnis, daß das neue Gesetzeswerk die Besinnung auf die Lebensform der Universität und auf die Notwendigkeit der Wahrung ihrer traditionellen Grundrechte erfordert, erteilte der Senat der Universität dem Ordinarius für neuere allgemeine Geschichte, *Werner Näf*, den Auftrag, eine Denkschrift über «*Wesen und Aufgabe der Universität*» auszuarbeiten, die, im Verlag Herbert Lang in Bern, als Buch erschienen, ein aus gründlichster Kenntnis des Hochschulwesens schöpfendes schweizerisches Gegenstück zu dem deutschen «Gutachten zur Hochschulreform» bildet und damit weit über den engeren Kreis hinaus, für den sie bestimmt ist, beachtet zu werden verdient.

Es ist verständlich, daß Prof. Näf die für die Universität Bern spezifischen Institutionen im allgemeinen bejaht. Als besonderen Vorzug empfindet die Universität Bern ihre «Reichsunmittelbarkeit», wie man sagen könnte, d. h. das Fehlen der in Basel und in Zürich zwischen die Universität bzw. die Fakultäten einerseits, die Erziehungsdirektion und den Gesamtregierungsrat andererseits eingeschalteten Zwischeninstanzen, der Kuratel in Basel, der Hochschulkommission in Zürich und des Erziehungsrates an beiden Orten; «mit Entschiedenheit», erklärt Näf, «lehnen wir jede Form eines Aufsichtsrates ab, weil er sich grundsätzlich mit der geistigen Autonomie der Universität nicht vertrüge». Die in Bern obligate öffentliche Ausschreibung zu besetzender Lehrstühle allerdings, an der auch die Denkschrift festhalten möchte, würde sich durch die Berufung auf die «geistige Autonomie» der Universität kaum rechtfertigen lassen: grundsätzlich wird man ja wohl einer Fakultät die erforderliche Kenntnis der in Frage kommenden Persönlichkeiten zutrauen dürfen; die neueste Geschichte unserer Universitäten liefert mehr als ein Beispiel dafür, daß die Fakultäten auch da, wo man die öffentliche Bewerbung um akademische Lehrstühle nicht kennt und auch nicht vermißt, berufene Hochschullehrer auch außerhalb des corpus academicum zu finden wissen. Wenn der Verfasser den vom Senat gewählten «Rektoratssekretär» dem von den staatlichen Behörden bestellten «Universitätssekretär» vorzieht, weil er zu befürchten scheint, der letztere würde als «Beamtensekretär» einen Fremdkörper in der Universitätsverwaltung bilden, so kann z. B. die Universität Zürich darauf hinweisen, daß sich ihre Universitätssekretäre von jeher durchaus als Vertrauensmänner der Universität gefühlt und bewährt haben.

Geht die Universität Bern in diesen und in anderen Angelegenheiten ihrer inneren Organisation ihre eigenen Wege und niemand wird ihr die Befugnis dazu absprechen, so dürfen die grundsätzlichen Feststellungen und Erwägungen des Verfassers, die den Kern der vorliegenden Denkschrift bilden, allgemeine Geltung beanspruchen; sie bewegen sich in der gleichen Linie wie die Apologien der Universität neuhumanistischer Herkunft, durch die sich in

der Gegenwart *Karl Jaspers*, *Eduard Spranger*, in der Schweiz vor allem *Ernst Howald* um die Erhaltung der Universität «im deutschen Sinn» bemüht haben. Entschieden fordert Näf für die Universität auch dem Staat, ihrem Brotherrn, gegenüber das Recht auf geistige Eigenständigkeit, das allein die wissenschaftliche Arbeit ihrer Lehrer und Schüler zu sichern vermag. Auf der «gekoppelten Zweiheit von Lehre und Forschung» beruht die Lebensform der Universität, wissenschaftliche Forschung ist auch getrennt von Lehre möglich, das akademische Lehramt dagegen hat die eigene Forschungsarbeit des Dozenten zur Voraussetzung und zieht aus dieser seine besten Kräfte. «Die Professorenschaft», sagt Näf, «darf nicht bloß ein Lehrkörper sein», d. h. die Arbeitskraft des akademischen Lehrers darf nicht, wie dies heute in steigendem Maß der Fall ist, durch die vielen unmittelbaren und mittelbaren Verpflichtungen des Hochschullehrers aufgezehrt werden — «die Forschung kommt zu kurz», hat kürzlich *Spranger* in einem Aufsatz «Innere Notstände der Hochschulen» («Deutsche Zeitung», 26. Aug. 1950) in tiefster Besorgnis um die Zukunft der deutschen Universitäten festgestellt.

Als Schule hat die Universität die Aufgabe, die Studierenden «nach den ihr eigenen Prinzipien zu formen»; sie muß sich daher — im Gegensatz zu einer falschen, nur scheinbar demokratischen Politik der offenen Türen — «geistig anspruchsvolle, nicht geistig genügsame Schüler» wünschen; und Schüler solcher Art erwartet sie heute vor allem von den mit dem Maturitätsrecht ausgestatteten *Gymnasien*. Unbeirrt durch die in einen uferlosen Disput über das Wesen einer «Bildung überhaupt» hineinführende Behauptung, die Gymnasien haben einfach «Menschen» zu bilden, und sie können dies nur dann tun, wenn sie sich von jeder inneren Beziehung zu den Hochschulen freimachen, hält Näf — der selber vom Gymnasiallehramt herkommt — nachdrücklich daran fest, daß «gymnasiale Vorbildung und akademische Ausbildung ein organisches Ganzes» darstellen — gymnasiale Vorbildung selbstverständlich nicht im Sinn einer Abrichtung auf bestimmte Hochschulstudien oder einer Vorwegnahme von Dingen, die nur der Hochschule zukommen, sondern in der Form einer allgemeinen geistigen *Bildung*, die als solche auch eine Bildung eigenständigen Wertes ist. Näf kennzeichnet das Wesen dieser Bildung zutreffend als «Bereitschaft für die akademischen Studien» — genau das ist es, was auch der «Zweckartikel» der Eidg. Maturitätsverordnung in noch nicht durchweg geglückter Formulierung zu sagen versucht. Näf sieht das Heil des Gymnasiums wie der Universität, also nicht in einer Lockerung, sondern in einer Festigung ihrer inneren Beziehungen, und als Mittel, Gymnasium und Universität einander wieder näherzubringen, empfiehlt er die Schaffung einer aus Gymnasial- und Hochschullehrern zusammengesetzten örtlichen Kommission zum Zweck freier Meinungsäußerung über die gemeinsamen Anliegen (auf eidgenössischem Boden geschieht dies schon jetzt im «Verein schweizerischer Gymnasiallehrer», der sich seit der von Rektor *Hans Fischer* inaugurierten denkwürdigen Aussprache über das Verhältnis des Gymnasiums zur Hochschule mehrfach mit diesen Fragen beschäftigt hat), und die Ausweitung der heute wohl in den meisten Gymnasien bestehenden Vorträge zur akademischen Berufsberatung durch eigene, von Hochschullehrern geleitete Einführungskurse in die verschiedenen akademischen Studien und Berufe.

Als die normalen Wege zu den Hochschulen sind die Gymnasien für ihre eigenen ehemaligen Schüler verantwortlich, soweit eine Schule überhaupt für das spätere Verhalten ihrer Schüler verantwortlich ist; sie sind es aber nicht für die wachsende Zahl der Studierenden, die von anderen Mittel-

schulen herkommen oder sich den Zugang zu den Hochschulstudien durch eine der vielen, allzu vielen Seitentüren der «freien» Voll- oder Halbmaturitäten oder bloßen «Aufnahme-» oder «Zulassungsprüfungen» verschafft haben. Wo sich daher Mängel in der Vorbildung der Studierenden zeigen, da darf man nicht blindlings «das Gymnasium» dafür haftbar machen, wie dies auch in verschiedenen Aeüßerungen von Hochschullehrern geschieht, die der Verfasser seinem Buch einverleibt hat. Die freie Vollmaturität ist eine Notwendigkeit, weil die Möglichkeit zu studieren auch solchen jungen Leuten gewahrt bleiben muß, die ohne eigenes Verschulden den normalen Weg durch ein Gymnasium nicht gehen können, vorausgesetzt allerdings, daß sie sich über eine nicht bloß knapp ausreichende spezifische Begabung ausweisen können. Mit Fug aber fordert Näf die Abschaffung der sog. «Zulassungsprüfungen», die — in Bern — zum Studium an bestimmten Fakultäten, aber nicht zum Zutritt zu den entsprechenden akademischen Examina berechtigen.

Ein Vorwurf, der heute immer wieder auch aus der Universität selber gegen ihre innere Organisation erhoben wird, betrifft den Mangel einer inneren Verbindung zwischen den verschiedenen Studienrichtungen, die zu meist beziehungslos nebeneinanderher zu laufen scheinen — die Folge der fortschreitenden Spezialisierung der Einzelwissenschaften, die seit dem Ende der Alleinherrschaft des deduktiven Denkens ihre eigene Problematik und ihre eigenen Arbeitsmethoden entwickelt haben. In seiner posthum erschienenen «Theorie der Bildung» schlägt Kerschensteiner, allerdings mehr in der Form eines Ballon d'essai als eines realisierbaren Organisationsplanes, die Schaffung einer «philosophischen Abschlußfakultät für alle Hochschulstudien» vor, und das deutsche «Gutachten zur Hochschulreform» postuliert die Einführung eines für die Studierenden aller Fakultäten obligaten «*studium generale*», das in strafferer, schulmäßigerer Durchführung etwa der Freifächerabteilung der ETH entsprechen würde. Auch Näf tritt für die Idee einer «allgemeinen akademischen Bildung» ein: er bezeichnet als «notwendig oder wünschenswert»: grundlegende Vorlesungen für die Studierenden der früheren Semester, ergänzende Vorlesungen zu den Fachstudien (Psychologie für die Mediziner, Geschichte für die Juristen usw.) «orientierende» kulturphilosophische Vorlesungen, bessere Möglichkeiten zu «gemeinsamer Forschung» und zur Aussprache über philosophische Grundfragen des Fachstudiums und endlich, als Krönung des akademischen Aufbaus, besondere Lern- und Uebungsgelegenheiten für Studierende, die über den reglementarischen Studienabschluß hinaus «eines weiteren Aufstiegs fähig und begierig sind». Von den Schwierigkeiten, solche Institutionen zu schaffen und vor allem: die Studierenden zur Teilnahme daran zu veranlassen, gibt sich auch Näf Rechenschaft, und der fragwürdige Wert von «Pflichttestaten» ist ihm keineswegs verborgen. Wichtiger als die Schaffung neuer Institutionen und die Einführung neuer Obligatorien ist daher nach seiner begründeten Ueberzeugung die innere Anregung zur Ausweitung des geistigen Lebensraumes über die Grenzen des Fachstudiums hinaus, und, so darf man wohl sagen, jede rechte Hochschulvorlesung setzt Impulse dieser Art — nur muß der Studierende sie auch realisieren; und ob er dies tut, hängt wohl von seiner geistigen Beschaffenheit und zu einem nicht geringen Teil von seiner Vorbildung ab, die er ins Hochschulstudium mitbringt. Die gemeinsame Plattform, auf der sich die Akademiker der verschiedenen Sparten miteinander verständigen können, ist ihre Grundbildung, ist vor allem die Allgemeinbildung, die sie sich auf einem Gymnasium erworben haben. Und daß sich die ehemaligen Gymnasiasten

zum mindesten etwas von der Weite des geistigen Horizontes bewahren, die ihnen, nicht selten unter mehr oder weniger sanftem Druck, das Gymnasium verschafft hat, bleibt gewiß ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Die Universität muß nach Möglichkeit dazu beitragen, ihre Schüler, wie Näf sagt, zu jenem «echten und edlen Dilettantismus» zu befähigen, dessen Voraussetzung allerdings «Fachmannschaft an einer Stelle innerhalb der Universitas litterarum» ist: «Ich brauche den Heimatschein einer Wissensprovinz, um den Paß für Grenzüberschreitungen zu erlangen; in diesem muß bescheinigt sein, daß ich unverdächtig, durch Maß und Bescheidenheit legitimiert bin; aber er erweist doch gleichzeitig, daß ich reisen will, aus Lust und aus der Einsicht, daß Einkapselung zur Verkümmern führt, sogar zur Verkümmern der eigenen, besonderen Wissenschaft.»

Auf alle Fragen einzutreten, die Werner Näf aufwirft und von seinem Standort aus beantwortet, ist an dieser Stelle nicht möglich; generaliter sei festgestellt, daß kaum ein für das Wesen der Universität und für ihre Bestimmung innerhalb des Kulturganzen aktuelles Problem, kaum eine Gefahr, die ihr von außen, kaum eine Versuchung, die ihr von innen droht, in der — man ist versucht zu sagen: ganz unakademisch warm und lebendig formulierten Berner Denkschrift unberührt bleibt. Sie kann deshalb des lebhaftesten Interesses aller am Geschick unserer Universitäten direkt oder indirekt Beteiligten gewiß sein.

Max Zollinger

EIN GEDÄCHTNISBUCH FÜR KLAUS MANN

Nichts vermöchte den großen Verlust, den die geistige Welt durch den im Frühjahr 1949 plötzlich erfolgten Tod Klaus Manns erlitten hat, so sehr zu kennzeichnen, wie die ergreifende von Erika Mann, der Schwester und treuen Gefährtin des Toten, besorgte Sammlung von Stimmen, spontan geäußerten Sympathiekundgebungen, Charakteristiken, Deutungen und Treuebeweisen.¹ Klaus Manns Freundes-, Bekannten- und Korrespondentenkreis war unermesslich; er kannte weder politische, sprachliche, nationale noch rassische und ideologische Schranken und umfaßte Menschen jeden Alters und Geschlechts, auch solche abenteuerlichster Herkunft. Der Menschenhunger dieses leidenschaftlichen Suchers war unersättlich. In allen Menschen, die er traf, anging, an sich zog, und von denen er berührt und gefordert war, suchte er mit immer wacher Neugier und voll Bängen, ihn wieder zu verpassen, stets nur *den Menschen*.

In dem schönen, mutig-gefaßten Vorwort Thomas Manns ist die Rede von der «in ihrer Art einmaligen Sympathie», die das früh geschlossene Leben seines lieben Sohnes denen, die zu diesem Buch beitrugen, eingefloßt hat, und «von dem Reiz, der auf sie ausgegangen ist». «Reiz» und «Sympathie», das sind zwei von den Kernworten, denen der Leser der 33 Beiträge immer wieder begegnet. Sympathie, das heißt Mitgefühl, Mitgenommensein; es bedeutet im erweiterten Sinne aber auch Glauben an eine Wunderkraft und -wirkung. In beiderlei Sinn und Ausstrahlung hat es für Klaus Mann Gültigkeit, und die seiner Gedenkenden wenden es auch so auf ihn an, je nach der Wirkung, die er auf sie übte. Der Reiz, der von der Persönlichkeit des Dahingegangenen und seiner aktiven und vitalen Existenz ausging, hing aufs engste mit dieser

¹ «Klaus Mann zum Gedächtnis». Mit einem Vorwort von Thomas Mann (Querido-Verlag).

Sympathiewirkung zusammen. Es war der Reiz des Lebensmutigen, Lebensgläubigen, und das will in Klaus Manns Verstand auch heißen: des Todvertrauten, Todumfangenen, Todgeliebten und Todliebenden. Thomas Mann schreibt vom «leidenden Verlangen nach persönlicher Auslöschung»; Willi Fehse berichtet von Klaus Manns Hingezogenheit zu Hofmannsthal «zum Teil auch wegen dessen Todesverbundenheit und weil der Tod so anders zu ihm gekommen ist, wie zu den meisten gewöhnlichen Menschen». Ueber dieses dauernde, an der äußersten Grenze des Lebens Stehen, dies seltsame, zum Aeüßersten und Letzten bereite, auf der Peripherie, zwischen Tod und Leben Marschierenmüssen, gibt ein Zitat aus Heinrich Manns Beitrag Auskunft: «Vor dem Aufbruch (in den Krieg) wurde er gefragt — die Eltern fragten ihn —, ob er nicht damit rechte zu fallen. ‚Ich hätte nichts dagegen‘, hieß die Antwort, die seine einmalige Entlarvung war.» Nun: einmalig blieb die Entlarvung nicht und war es wohl, auf vorher bezogen, auch damals nicht gewesen, was die vielen ernsten Zeugnisse der Berichtenden besagen und beteuern. Aber an Eindeutigkeit ließ diese Aeüßerung den Eltern gegenüber nichts zu wünschen übrig. Der Lebensmutige hatte aus seinem Todesmut nie ein Hehl gemacht; die Todessympathie war ihm zur Lebenssympathie brüderlich an die Stirn geschrieben. Beide gemeinsam bewogen ihn und ermöglichten es ihm, stets ein Aeüßerstes zu wagen und zu sagen. Er war kein Theoretiker des Lebens, sondern ein Handelnder; er war nicht ein Mann des Tuns, aber ein Held der Tat. Er hatte keine Rücksichten zu nehmen auf Formeln, Theorien, Ideologien, er stand darüber, stand schon jenseits und hatte den lächerlichen Firlefanz, den die Menschen aus dem Leben machten und zu lieben schienen, sterbenssatt. Er sprach stets von der menschlichen Daseinsgrenze des der Erfüllung und Vollendung unmittelbar Entgegengehenden aus: daher sein unbeschreiblicher Mut zur Wahrheit. Bei Herbert Schlüter steht: «... so wenig konnte ihn persönliche Verbundenheit oder künstlerische Wertschätzung abhalten, die Verräter am Geist Verräter zu nennen.»

Man kann nicht anders, als dies frühbeendete Leben von außergewöhnlichen Standpunkten aus zu betrachten — alle in diesem Buch tun es —, weil der Träger dieses Lebens selber anders und anderswo gesiedelt war als üblich. Er stieß immer quer durch, von Grenze zu Grenze, innerlich und äußerlich; überall nahm er Bestände auf und wertete, mit ungewöhnlichen Ergebnissen, aus, was er erfuhr. In Werk, Aufruf und Beschwörung warf er dann in die Menschen, was ihn leidend und ahnungsvoll bewegte, als Statuierung, Warnung oder Wegerhellung. Sein Standpunkt war exzentrisch, wie gesagt, und er selber war es auch; gegen die erdbindenden Kräfte war er immun. «Er hatte Angriffsflächen, Einstellungen, die man nicht teilte; wer ihm nähertrat, der erkannte bald seine feinen und lebenswürdigen Seiten, ja, sie erhellen heute deutlicher noch vielleicht als zuvor», lesen wir bei Annette Kolb. Diese Feststellung ist bedeutend. Er *mußte* diese Angriffsflächen haben, und gottlob hatte er sie! Es war eben dieses Enigmatisch-Tödliche, was an ihm in allererster Linie herausfordernd wirken mußte, und erst allmählich gab er zu erkennen, was Annette Kolb die «feinen und lebenswürdigen Seiten» nennt: seine Lebenszugewandtheit nämlich, die allerdings beim Tode rückversichert war.

Klaus Mann war gänzlich illusionslos, sein donquichottischer Erdenlauf hat alle Einbildungen von ihm abgelöst, er sah die Welt ohne idealistische Verkleidung, und früh schon hatte ihn sein Schicksal hingeführt zum nackten, hilflosen, des Erbarmens und der Hilfe bedürftigen Menschlichen. Von diesem allein ließ er sich noch bewegen, gegen das Ende immer mehr.

In seinem Gedächtnisbuch ist viel von seinem Fleiß die Rede und von seiner Unrast, die sich bis zuletzt zur eigentlichen Ungeduld auswuchs. All das hängt zusammen mit dem unheimlichen Gefühl und Wissen des Gezeichnetseins. Der Außenkreis, auf dem er sich bewegte und den er ausgeschritten hatte, war kongruent mit seiner innern Lebensbahn, und er wußte, daß für ihn der Zeitpunkt, abzutreten, früher als für andere kommen würde. Er hatte innert 40 Jahren den Lebensstoff eines Siebzigjährigen zu bewältigen und zu verbrauchen. Und er tat es bis auf den Punkt, der ihm gesetzt war, und um den er wußte. Seine Urbanität, seine Freundestreue, seine Hilfsbereitschaft (auch in den vielen Fällen, wo er selber hilfsbedürftig war), seine Güte und Dienstbarkeit und ähnliche Tugenden mehr sind gerühmt in den Berichten. Man erfährt, daß er stets tat, was er vermochte, immer das Menschenmögliche. Und er leistete alles unbeirrbar, nach dem eigenen Gesetz, das das eines wahrhaft sittlichen Menschen war. Er war gescheit, gewandt, sehend, hochbegabt, ein Dichter von Geblüt. Die Not des Herzens, die Qual des Geistes aber, um dessen Weiterexistenz in der Welt er rang und blutete, hob ihn höher und gab ihm Kräfte, die ihn innerlich in Glut versetzten und seinen Leib aufzehrten. Die Hülle warf er von sich, als die Zeit dazu gekommen war.

Immer wieder — fast bei allen, die ihn beschreiben — ist sein rätselvolles Lächeln angetönt, ein Lächeln zwar, das blitzartig in sein Gegenteil umschlagen konnte. Das süße Augenblickserleben gab es ihm, das Bewußtsein aber gestattete es nicht und nahm es sogleich weg, mußte es ihm nehmen, da es im Tiefsten ja doch nur Maske war, bloßer Schein noch, kreatürliche Abwehr gegen das Grausige, das die Welt — und das heißt ihn — bedrohte, gegen die Dämonen, die ihn bedrängten und gegen die er, der immer Wache und Sensible, im Aufstand war, er allein, ganz allein, auf seine Art, als Exponent.

Klaus Mann hat, schreibt Fritz Strich, «ein hochbegabter Dichter von einer nicht gewöhnlichen Sprach- und Gestaltungskraft», die letzte Vollkommenheit des Werkes «um des Lebens und der Liebe willen geopfert». Ein schönes und vortreffliches Wort! Und wir fügen bei: er *mußte* dieses Opfer bringen, er war dazu berufen. Der dem Gedächtnisbuche beigelegte letzte Essay, «Die Heimsuchung des europäischen Geistes», dies zutiefst bewegende Dokument eines Sehers und Ergriffenen, ist der Beweis für den geistigen Sonderfall Klaus Mann und für dessen Auserwähltheit und Opferwillen. «Nichts ist nütze in dieser Zeit als der aufrichtige, ehrliche Glaube», sagte einst Klaus Mann. Sein Glaube aber war zuletzt nurmehr der an das Opfer. Er stellte dieses nicht bloß als Forderung an andere, er selber brachte es. Er ging voran und gab als erster das erschütternde Beispiel. Otto Basler

DIE ERKRANKUNG DER RELIGION

Die Religion kann ebenso erkranken wie der Mensch selbst. Früher wußte man das weniger und sah in solcher Pathologie des religiösen Lebens eher eine Verstocktheit oder religiösen Trotz oder gar eine Verführung des Teufels. Die Psychologie der Religion hätte zwar bereits Material aus vielen Jahrhunderten vorlegen können, das zeigen würde, wie die Erkrankung der Religion nicht nur einzelne Menschen befällt, wie zum Beispiel jene schreckliche «Heilige vom Berge», die sich in dem zürcherischen Dörflein Wildensbuch von ihrer eigenen Familie ans Kreuz nageln ließ, sondern auch als religiöse Epidemie ganze Volksgruppen, wie jene Tausende von Kindern, die im Kinderkreuzzug elend umkamen, oder die Fla-

gellanten des Mittelalters. Solche religiösen Epidemien könnten heute in der innersten Verwirrung der Menschen wieder fällig werden. Jedenfalls beschäftigt diese Pathologie heute bereits wieder eine Reihe von Schriftstellern, wie Bernanos oder Lewis Carroll oder Denis de Rougemont. Man weiß zwar nie genau zu sagen, ob ein Betroffener zu den Propheten gehört oder zu den Besessenen — eine Frage, die der Zürcher Psychiater Alexander von Muralt an einem Falle eingehend demonstriert hat. Auch die katholische Kirche weiß das nicht von vornherein bei ihren Heiligsprechungen, sondern leitet ein medizinisches und religiöses Verfahren ein, bei dem einem besonderen «Advocatus diaboli» die Aufgabe übertragen wird, die feinen Grenzen zwischen Betrug und Selbstbetrug oder eigentlicher seelischer Erkrankung und — anderseits einer religiösen Begnadung zu untersuchen. Dies ist ein Problem, das die Kirche ebenso interessiert wie den Staat, die Psychologie ebenso wie die Medizin und die Theologie.

Die Auseinandersetzung zwischen *Medizin und Theologie* ist etwas vom dringlichsten in der heutigen geistigen Arbeit. Beide Disziplinen sind in den letzten hundert Jahren unter der Herrschaft eines materialistischen oder biologischen Prinzips recht weit auseinandergekommen. Sie stoßen in der Behandlung des Menschen selbst wieder sehr enge zusammen. Aber der moderne Mensch, wie Prof. C. G. Jung festgestellt hat, wendet sich mit seinen Nöten lieber an den Seelenarzt als an den Pfarrer. Daß muß seine Gründe haben. Liegen sie in einer Einengung der kirchlichen Wirkung oder in einem Vertrauensverlust dem Pfarrer gegenüber, der weltfremd geworden ist, den Menschen anpredigt oder mit Forderungen hetzt? Oder liegt es vor allem in einer andern Sprache? Die medizinische Sprache riecht nach der Erde, der Materie, dem Blut und den Eingeweiden; die theologische Sprache hat den *parfum des siècles* und ist hoch in der Stratosphäre des Abstrakten und Transzendenten herumgeklettert, von wo herab sie den Menschen so häufig mehr anpredigt, als daß sie sich über sein Unvermögen und sein Elend, auch das sprachliche, erbarmt.

Ueber die Pathologie der Religion hat ein Zürcher Mediziner ein Buch geschrieben¹. Es liegt auf der Linie anderer Werke, wie derer von Dr. Tournier, Dr. Maeder, Dr. Trueb, und ist vielleicht bestimmt, um hier wieder eine Mitte zu finden, in der man sich am lebendigen Menschen und seinen Nöten wieder trifft. Dr. Bovet hat inzwischen das Opfer seiner medizinischen Praxis gebracht, um der Kirche als Eheberater zu dienen. Was ihn dabei anzog, war sicher der in Not geratene Mensch, der Schaden der Gemeinschaft und der Wunsch, ihm mit seiner eigenen schrecklichen und hilfreichen Erfahrung zu dienen. Man muß es lesen, sowohl Mediziner als Pfarrer. Der Mediziner wird ihm nicht einen Mangel an biologischen und psychologischen Kenntnissen vorwerfen können, zumal in einem Augenblick, da namentlich von Amerika her — in der sogenannten *psycho-somatischen Medizin* — dem seelischen Faktor in der Behandlung des kranken Menschen wieder ein viel größerer Platz sogar in offiziellen Spitälern eingeräumt wird als bisher. Im Gegenteil, das offene Verständnis, das man neuerdings bei Medizinern und Biologen, wie zum Beispiel bei Kocher, Hentschen, Portmann konstatiert, wird hier freudig eine Ergänzung begrüßen. Anderseits wird der Theologe, wenn er noch imstande ist, auch intellektuell und theologisch Buße zu tun, einsehen, daß nicht jede psychologische Besprechung religiöser Inhalte schon als Psychologismus abzutun ist, daß die Angst, die Heuchelei, die Sünde, der hochmütige christliche Moralismus sehr menschliche und psychologische Aspekte besitzen, die man studieren und kennen muß, wie das Dr. Pfister längst tut, um nicht auf religiöse Erscheinungen hereinzufallen, auf das «Herr-Herr-Sagen», auf theologische Un-

¹ «Die Angst vor dem lebendigen Gott.» Eine allgemeine Pathologie der Religion. Von Dr. med. Th. Bovet, Verlag Paul Haupt, Bern 1948.

duldsamkeiten, hinter denen selber wieder verdächtige, unbewußte Motive hervorschauen.

Dr. Bovet führt weder die Religion auf die Psychologie zurück, wie Freud etwa das tut, indem er sie als Illusion erklärt, noch preßt er den Menschen in ein geistiges Schema hinein, etwa in dasjenige der «moralischen Aufrüstung», noch in dasjenige einer Moralpredigt. Er weiß etwas von der Grenze und von den Grenzfällen zwischen Biologie und Theologie. Er weiß, daß auch die Psychotherapie, etwa die komplexe Psychologie, nur ein Pflug ist, der die harte Erde aufbricht, in deren Furchen dann der eigentliche Same der evangelischen Verkündigung erst hineingesät werden muß. Was er über die *Dialektik der Begegnung* sagt, bringt auch den Theologen etwas in Erinnerung, was sie seit *Rudolf Otto* hätten wissen können, nämlich, daß es sich eben beim wahrhaft religiösen Phänomen nicht in erster Linie um korrekte theologische Formulierung oder moralische Antwort handelt, sondern um den *Schauer des Numinosen*, um das Erschrecken vor dem Geheimnis, um das Angerufenwerden mitten auf dem Lebenswege, wie das die echten Mystiker Meister Eckart, Johannes vom Kreuze, Therese von Avila und andere erfuhren. Der gewöhnliche Mensch sucht diesem Erschrecken leicht mit der Magie zu begegnen und es durch Gedanken, Riten, Zauberformeln oder moralische Leistungen einzubalsamieren. Bovet zeigt aber, wie der Mensch diesem Numinosen oder Heiligen standhalten soll, wie das auch Blumhardt gezeigt hat, um die freigewordenen Kräfte dem rechten Gebrauch entgegenzuführen.

Wer irgendwie selber an einer Grenze wohnt zwischen Wissenschaft und Glauben, zwischen Medizin und Theologie, zwischen Psychologie und Glaube, der wird aus der Lektüre dieses wertvollen Buches größten Gewinn haben, auch wenn es in mancher Hinsicht durch seine Aufstellungen erst recht wieder neue Probleme schafft.

ADOLF KELLER

SCHWEIZERISCHE GOTIK

(Zum zweiten Band von J. Gantners «Kunstgeschichte der Schweiz»)

Im gleichen Gewande wie der erste, ist, wiederum im Verlag von Huber & Co. AG. in Frauenfeld, auch der zweite Band der «Kunstgeschichte der Schweiz» von Joseph Gantner erschienen. Nachdem der erste Band bis zum Ende der Romanik gelangt war, wird hier die Schilderung der Kunstentwicklung in unserer Heimat fortgesetzt: Er wird vollständig von der Gotik eingenommen, die von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem Verblühen und Erlöschen verfolgt wird. Also eine vollkommen einheitliche Kulturepoche, könnte man meinen; denn tatsächlich behaupten ja von Anfang bis zum Schluß, das heißt vom Ende des 13. bis zum Beginn des 16., teilweise sogar darüber hinaus bis zum 17. Jahrhundert die gotischen Stilformen das Feld. Aber trotz dieses einheitlichen gotischen Kleids haben diese Jahrhunderte nichts weniger als einen homogenen Charakter; es herrscht vielmehr eine Staunen erregende Vielfalt, bei der sich die klassische Kathedralgotik immer mehr wandelt, um dann zuletzt zu vollständig neuen Idealen zu gelangen. Die neuere Kunstwissenschaft hat daher zu den verschiedensten Bezeichnungen gegriffen, um diesen Stilwandlungen der späteren Gotik gerecht zu werden. So haben manche von mißverstandener, andere wie Dehio von doktrinärer Gotik gesprochen; wieder andere meinten das Richtige zu treffen, wenn sie den Begriff der vereinfachten, der Reduktionsgotik verwendeten, und daneben hörte man auch von nationalisierter Gotik sprechen, was zum Beispiel bei der italienischen Kunst dieses Zeitraums eine gewisse Berechtigung hat. Vor nicht allzulanger Zeit hat dann Hans Sedlmayr nicht ganz grundlos sogar von

protestierender Gotik gesprochen, und allerneuestens hat Werner Groß in seinem Buche über «Die abendländische Architektur um 1300» die Ansicht vertreten, daß hinter diesem Kampfe der späteren gegen die frühere Gotik ein einheitliches, alle Länder erfassendes neues Stilwollen stehe.

Aber nicht nur das Stilwollen hat sich in diesen Jahrhunderten stark gewandelt, auch unter den Trägern der damaligen Kunst haben förmliche Umwälzungen stattgefunden. So treten an Stelle der Bischöfe immer mehr die Mönchsorden, erst die Zisterzienser und dann die Bettelorden, die raumweite Predigtkirchen mit hohen Chören errichten. Und bald schon macht sich neben der Kirche das höfisch-ritterliche Element geltend, dem dann zuletzt das bürgerliche folgt. So kommt es, daß die Gotik, die als ein rein sakraler Stil begonnen hatte, in ihren letzten Phasen immer mehr dem aufstrebenden Bürgertum als Ausdruck dient und dadurch oft eine rein profane Färbung erhält.

Gleich in seiner Einleitung macht uns nun Gantner auf diese verschiedenen Wandlungen aufmerksam; er spricht von den Trägern der Bauentwicklung und vom Vordrängen des Profanen; ein besonderer Wert seiner Darstellung liegt darin, daß er uns auch auf die speziellen Nuancen aufmerksam macht, die diese die ganze abendländische Welt ergreifenden Entwicklungen bei uns in der Schweiz hervorgebracht haben. Von diesen äußeren Einwirkungen kommt, um nur einiges zu nennen, unter anderem das Eindringen der französischen Kathedralgotik, und zwar vor allem in ihrer burgundischen Abwandlung, in Betracht; im Süden machten sich sodann die Einflüsse Giotto's und seiner Schüler bemerkbar, und seit dem 15. Jahrhundert wurden dann die Einwirkungen von Süddeutschland besonders stark (Ensinger, Konrad Witz, Strigel).

Den Anfang macht der Verfasser mit der Behandlung der Architektur: erst kommen die verschiedenen Zisterzienserkirchen, dann die frühgotischen Kirchen von Sitten und Neuchâtel, die hochgotischen Kathedralen von Genf und Lausanne, zuletzt die reduzierte Gotik bei den Bettelorden, bei großen Pfarrkirchen (zum Beispiel Bern) und bei den kleineren, so zahlreichen spätgotischen Anlagen in Graubünden, im Wallis, im Tessin und teilweise in der Urschweiz. Den Uebergang von der sakralen zur profanen Baukunst bilden Klöster und Kreuzgänge, dann folgen Burgen, Städteanlagen, Bürger- und Rathäuser.

Bei dieser Darstellung wird überall auf die charakteristischen Merkmale mit dem nötigen Nachdruck aufmerksam gemacht, und das Wichtige wird gegenüber dem weniger Wichtigen gebührend hervorgehoben; bedeutenderen Bauten, wie zum Beispiel den Kathedralen von Lausanne und Genf, dem Münster von Bern und St-Nicolas in Fribourg, wird eine sehr ausführliche Würdigung eingeräumt. Besonderes Lob verdienen auch die sorgfältig ausgeführten Pläne, von denen oft mehrere auf sehr instruktive Weise zu Gruppen vereinigt sind. So sind zum Beispiel auf einer Tafel die Pläne der Zisterzienserkirchen zusammengestellt, wobei auch einige ausländische Zisterzienserbauten zum Vergleich herangezogen sind. Auf andern Tafeln sehen wir, ebenfalls zusammen mit verwandten Bauten, die Kathedrale von Genf, sodann die schweizerischen Bettelordenskirchen, die im 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts entstandenen spätgotischen Kirchen Graubündens.

Ich habe bereits erwähnt, daß der Verfasser uns auf die verschiedenen äußeren Einwirkungen aufmerksam macht, die der Entwicklung der Gotik auf Schweizer Boden ihren bestimmten Charakter verliehen haben. Daneben unterläßt er es aber nicht, auch geistesgeschichtliche Gründe anzuführen, um uns die starken Wandlungen zu erklären, die die Gotik auf ihrem Wege durch das 13., 14. und 15. Jahrhundert erfahren hat. So spricht er zum Beispiel bei der Kunst der Zisterzienser mit Recht von einem gewaltsamen Rückgriff auf ursprünglichere Formen christlicher Frömmigkeit; dann redet er vom Armutsideal der Bettelorden, das sich in

der Formenreduktion der Kunst bemerkbar gemacht hat, und vom Zurücktreten des Altardienstes und der Wichtigkeit der Predigt, die zu einer stärkeren Ausbildung des Schiffs auf Kosten der Chorteile führen mußte. Die vorliegende Darstellung bildet daher über ihre Bedeutung für die Schweiz hinaus auch einen wertvollen Beitrag zu den Untersuchungen über die Grundkräfte, die die Entwicklung dieser Zeit bestimmten. Wobei wir uns allerdings vor Augen halten müssen, daß es wohl noch geraume Zeit dauern wird, bis diese Untersuchungen abgeschlossen werden können; denn es gibt noch mancherlei Einflüsse, an die wir zu wenig gedacht und die von der Kunstwissenschaft noch zu wenig berücksichtigt worden sind. So habe ich mich, um nur ein Beispiel zu nennen, schon oft gefragt, ob nicht gewisse mittelmeerisch-morgenländische Erinnerungen bei diesen Umwandlungen der späteren Gotik mitbeteiligt waren. Zum Beispiel beim Burgenbau; denn hier ist es, wie auch Gantner hervorhebt, auffallend, wie sich etwa im 13. Jahrhundert gänzlich neue Kompositionsprinzipien durchsetzen. Nach den seltsam phantastischen, romantisch unregelmäßigen Feudalburgen des frühen Mittelalters tritt nämlich mit einem Male, ohne durch Uebergangsglieder vorbereitet zu werden, ein neuer Burgentypus auf, bei dem wie bei einem römischen Castrum alles streng geometrisch und übersichtlich klar komponiert wird: ein regelmäßiges Mauerviereck wird an den vier Ecken von Türmen begrenzt. Nicht nur bei den Burgen Friedrichs II. in Unteritalien und den Deutschordensburgen im Ostseeggebiet, sondern auch in andern Gegenden begegnen wir diesem Typus, der bei uns durch die Burgen von Marschlins, Champvent und Vufflens vertreten ist. Ich kann mir nun das Auftreten dieses neuen Typus, wie dies übrigens schon Dehio ahnte, kaum anders als durch die Eindrücke erklären, die die Abendländer auf den Kreuzzügen von den römischen und byzantinischen Lagerfestungen des Morgenlandes und den ihnen nachgebildeten früharabischen Schlössern erhalten haben. Ja es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß in einer Zeit, die beim Burgenbau der klaren Uebersichtlichkeit römisch-morgenländischer Bauten nachstrebte, durch solche Erinnerungen auch sonst der Sinn für große und klare, einfachere und rationalere Formen schon lange vor der Renaissance geweckt worden sein könnte. Ich weiß zwar, daß dies vorderhand noch bloße Mutmaßungen und Hypothesen sind; sie verdienen es aber, wie mir scheint, trotzdem weiterverfolgt zu werden.

Die zweite Hälfte des Bandes ist der Bildhauerei, der Malerei und dem Kunstgewerbe gewidmet, wobei mit der frühgotischen Plastik und Malerei begonnen wird; wir lernen da unter anderem die Portalskulpturen von Lausanne, die Fresken im Schloß Chillon, in Romainmôtier und in Münster in Graubünden sowie die Glasmalereien des 13. Jahrhunderts in Lausanne, des 14. Jahrhunderts in Blumenstein, Köniz, Münchenbuchsee und Kappel kennen. In der darauffolgenden Hochgotik bilden die Portalskulpturen von Basel und Freiburg, Fresken im Tessin und in Graubünden, die Glasgemälde von Königsfelden die Höhepunkte; auch von Goldschmiedearbeiten ist hier die Rede. Zuletzt wird dann der ganze Reichtum der spätgotischen Plastik und Malerei vor uns ausgebreitet. Die Portalskulpturen von Freiburg und vor allem von Bern, Grabmäler, reiche Flügelaltäre bilden den Anfang; zu den Fresken und zur Glasmalerei treten nun auch Tafelbilder (Konrad Witz, Nelkenmeister), Holzschnitte und Bilderchroniken; kunstgewerbliche Arbeiten (in Stein, Holz und Edelmetallen; Teppichwirkereien) bilden den Abschluß.

Man darf wohl sagen, daß dieser zweite, Plastik und Malerei behandelnde Teil des zweiten Bandes der Gantnerschen «Kunstgeschichte der Schweiz» fast noch wichtiger ist als der erste, die Architektur behandelnde Teil. Denn während wir die gotischen Bauten schon seit langem mehr oder weniger gut kennen, sind eine ganze Reihe der in diesem Bande behandelten Holzplastiken und vor allem viele

Wandfresken erst in den letzten Jahrzehnten entdeckt worden. Und noch ein weiterer Vorteil springt neben älteren Werken in die Augen: die modernen Reproduktionsverfahren erlauben eine ganz ungleich bessere Wiedergabe von Malereien und Plastiken, als dies in früheren Zeiten der Fall war; wir erhalten daher hier durch das reichlich vorliegende Abbildungsmaterial einen besonders lebendigen Eindruck des schweizerischen Kunstschaffens zur Zeit der Gotik. So bildet diese die großen Linien der Entwicklung klarlegende schweizerische Kunstgeschichte Joseph Gantners eine besonders wertvolle Ergänzung zu den Bänden der Kunstdenkmäler-Inventarisierung, die sich ihrem Pensum entsprechend vor allem mit dem einzelnen Denkmal zu beschäftigen haben. SAMUEL GUYER

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Aufrüstung Die Aufrüstung Europas ist akut, seitdem die russische Aggression in Korea die Gefährdung des Weltfriedens überall dort, wo es keine elastischen Grenzen mehr gibt, evident gemacht hat. Aber auch die Spekulation auf getarnte Kriege hat sich als leer erwiesen. Die Leninsche Theorie, daß im Hochkapitalismus die Staatenkriege in Klassenkriege umschlagen, hat, wie alle anderen dogmatischen Erwartungen dieses als Denker absurd überschätzten Tatmenschen, bankrott gemacht. Auf keinem einzigen Fleckchen Erde hat sie sich in 34 Jahren bewahrheitet. Die Parodie des Leninismus in den Quislingkriegen des Nazismus hat sie noch gründlicher bloßgestellt. Die Welt ist aber aller ideologischen Verkleidungen müde. Auch leidlich gebildete Menschen wissen, daß schon die Religionskriege des 12. bis 17. Jahrhunderts Macht- und Interessenkriege waren. Die weltanschaulichen Verhüllungen haben von Richelieu bis Wilson und Hitler, von Roosevelt bis Stalin, auf die Dauer das Wesen der Konflikte nicht verbergen können; sie haben aber Verwirrung und Zerstörung gesteigert und reinliche Lösungen verhindert. So beseitigt jetzt das Programm der *deutschen Aufrüstung* die letzten Illusionen über den Kreuzzugscharakter des Weltkriegs gegen den Nazismus. Da Ost und West sich schon seit 1945 im Wegengagieren von Hitlers Koryphäen zuvorzukommen suchten, kann man sich nicht darüber wundern, daß sie nun auch um die Komparserie von Infanteristen und Tankfahrern im Wettbewerb stehen. Um so wichtiger wird es sein, daß *Frankreich* wieder eine machtpolitische Realität wird und durch die Aufstellung einer starken Armee der berechtigten Weltsorge zuvorkommt, ein wiederbewaffnetes Deutschland könnte zum Schiedsrichter zwischen Ost und West werden. Daß es kein stärkeres Schutzmittel gegen Aggressionen des deutschen Imperialismus geben kann, als die Fusion der deutschen Wirtschaftskräfte mit den französischen, ist auch die Ueberzeugung Amerikas, das hoffentlich klug genug sein wird, der offenkundigen Sabotage des *Schuman-Plans* durch die Spekulationen der *Labour Party* auf die deutsche Reaktion gegen Adenauer zu begegnen. Daß freilich auch in den Kreisen der deutschen Generalität anmaßende Erwartungen auf eine gemeinsame deutsch-französische Armee gesetzt werden, stellt der Chefredaktor des *Monat*, *Melvin J. Lasky*, in einem Aufsatz *German Generals on the March* in der *Labour-Wochenschrift Tribune* (718) dar. Doch darf niemand aus dem Mißbrauch, den man mit dem *Schuman-Plan* treiben kann, wie mit schlechthin allem auf der Welt, schließen, daß dieser selbst solche Tendenzen in sich birgt. Um so deutlicher muß gesagt

werden: der Schuman-Plan ist der einzige Ansatz zu einer realistischen Fusionierung Europas, alles andere ist dröhnendes Erz und mißklingende Schelle.

Die Funktion einer *französischen Armee* soll freilich nicht nach der kläglichen Niederlage von 1940 beurteilt werden, wenn auch die Neigung verbreitet ist, zu vergessen, was Frankreich von 1914 bis 1918 militärisch geleistet hat, und zu leugnen, daß Frankreich es war, das im vorigen Weltkrieg mit Hilfe seiner Verbündeten die entscheidenden Siege erfocht. Zum Verständnis der militärpolitischen Studien, die jetzt in französischen Revuen erscheinen, tut man gut, sich zu erinnern, wie es wirklich war. Es waren französische Generäle: Joffre, Gallieni, Pétain, Foch, die Deutschland strategisch überlegen schlugen. Frankreich besaß im 75-mm-Geschütz eine bis zum Kriegsende behauptete artilleristische Ueberlegenheit. Bis zum Frühjahr 1917 hielt Frankreich allein drei Viertel der undurchbrechbaren Front besetzt. Dazu kam sein großer Anteil auf dem Balkan, wo zuletzt eine französisch geführte Armee den Zusammenbruch der Doppelmonarchie herbeiführte. Eine große Kriegsindustrie wurde mitten im Krieg in Mittel- und Südfrankreich aufgebaut. Frankreich war der Hauptlieferant der Alliierten für Flugzeuge und Kanonen. Es stellte den Amerikanern 2500 Instruktionsoffiziere zur Verfügung, 4000 Kanonen und 4000 Flugzeuge. Am Tage des Waffenstillstands betrug der französische Anteil am amerikanischen Kriegsmaterial an Tanks und 75-mm-Geschützen 100 Prozent, Flugzeugen 81 Prozent, Langrohrgeschützen 57 Prozent, Granaten 100 Prozent. Wenn es überhaupt eine Kriegslüge gibt, so ist es die Dolchstoßlegende, die gegen Frankreich vom britischen Brigadegeneral *Sir Frederic Barton Maurice* in die Welt gesetzt wurde.

Das Versagen der französischen Armee von 1940 war gewiß vor allem ein moralisches. In einem mit *** gezeichneten Artikel *Comment mobiliser l'Armée française*, der in der ausgezeichneten *Revue de Paris* (Oktoberheft) erschienen ist, stellt der Verfasser als Hauptunterschied zwischen den beiden Mobilisierungen fest, daß Frankreich 1914 über eine Armee der dreijährigen, 1939—40 der einjährigen Dienstzeit verfügte. Seine Reformvorschläge, die militärisch interessierte Leser an Ort und Stelle nachprüfen mögen, stützen sich auf die *schweizerische Militärverfassung*, von der der Verfasser sagt, daß sie *beiläufig allen Bedürfnissen Frankreichs entspricht*. Er gibt eine kurze Uebersicht dieser seinen Lesern unbekannten Organisation und entwickelt einen Plan, sie den französischen Verhältnissen anzupassen. Er glaubt nicht, daß sie von Frankreich einfach übernommen werden kann, und die Differenzierung der Dienstzeit zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, auch die Uebergabe administrativer Arbeiten an Reserveoffiziere, ist auf Frankreich nicht anwendbar. Außerdem brauche Frankreich, im Gegensatz zur Schweiz, die permanente Verfügung über eine bestimmte Anzahl von Divisionen. Bei entsprechender Anpassung des schweizerischen Heeressystems an die französischen Verhältnisse werde Frankreich im Laufe von drei Jahren nach Einführung einer 18monatigen Dienstpflicht über 30 ausgebildete Divisionen verfügen. Einer sechsmonatigen individuellen Ausbildung soll eine zwölfmonatige Gemeinschaftsausbildung folgen. Die Truppeneinheiten sollen, regional gebildet, nach 18 Monaten aufgelöst und dann alljährlich, später alle zwei bis drei Jahre, zu Dreiwochen-Uebungen einberufen werden. Das Waffenmaterial bleibt am Einberufungsplatz, so daß jede Division in 24 Stunden mobilisiert werden kann. Das kombiniert schweizerisch-französische System biete allein den Vorteil, jederzeit über 30 Divisionen in Kriegsstärke disponieren zu können.

Der neue Chefredaktor von *Hommes et Mondes* (51), *Bernard Simiot*, erinnert in einem Leitaufsatz *Défense Nationale* daran, daß England, Belgien,

Holland, Frankreich 1939 150 Divisionen aufstellen konnten, die, wie immer ihr damaliger Wert beurteilt werden mag, beweisen, daß die Aufstellung von 200 Divisionen nicht unreal erscheinen kann. Frankreich besitze heute allerdings noch keine Voraussetzungen zu einer Défense Nationale, die aus einer politischen, ökonomischen und militärischen Einheit hervorgehen müsse. Auch die Organe der bewaffneten Macht, die Leitung durch den Ministerpräsidenten, die dazugehörigen Institutionen liegen noch im Argen, Simiot verlangt die Revision des Gesetzes vom 11. Juli 1938 über die Défense Nationale und seine Anpassung an die Gegenwart, damit die Armee eine Führung und eine oberste verantwortliche Behörde erhalte. An einer neuen Kriegsdoktrin wird seit zwei Jahren im *Institut des Hautes Etudes de la Défense Nationale* gearbeitet. Es hat den Grundsatz Napoleons vor Augen: «Man muß die Kriegstaktik alle zehn Jahre ändern, wenn man seine Ueberlegenheit bewahren will.» Alles im französischen Geistesleben und in der Geschichte widerspricht dem Fatalismus, und so will Frankreich weder fatalistisch an den Krieg noch an einen unglücklichen Ausgang glauben. Deshalb muß es auch bereit sein.

Das Sonderheft *Armée Française* vom *Esprit* (5) ist leider nicht so befriedigend, wie man es von den anderen Sonderheften dieser Zeitschrift gewohnt ist. An verantwortungsbewußten Beiträgen fehlt es nicht. Wohl aber an einem politischen Leitgedanken, durch den man Frankreich verteidigungsfähig machen kann. Wenn die Franzosen erst einmal wissen, wofür sie sich wehren sollen, werden sie auch wieder Helden sein. Solange aber Frankreich zu einer untergeordneten Rolle in Westeuropa bestimmt wird und sich nicht selbst zu höheren Konzeptionen zu erheben wagt, wie es sie nur in der westeuropäischen Wirtschaftsunion finden könnte, wird es schwer sein, dem französischen Geist den Aufschwung zu geben, den er im Glauben an seine europäische Mission allein wiedergewinnen kann. Daher ist der *verwirklichte Schuman-Plan* das Fundament eines wehrfähigen europäischen Kontinents und eine Voraussetzung zur Aufrüstung.

Deutungen Die kontinentale Lizenzausgabe von Kafkas Werken im S.-Fischer-Kafkas Verlag, die mit dem *Prozeß* zu erscheinen beginnt und bis 1952 in 10 Bänden vorliegen soll, beendet den kaffkaisch absurden Zustand, daß das Werk des meistdiskutierten Dichters der Gegenwart in seinem eigenen Idiom noch nicht vollständig vorliegt. Denn was wir von den Tagebüchern zu erwarten haben, wissen die Leser der englischen Ausgabe des Schocken-Verlags. Außer den Briefen wird aber, wie Max Brod im *Merkur* (31), selbst völlig überrascht, mitteilt, ein Band Gespräche erscheinen, die ein anderer getreuer, des Kafkaschen Genius gewisser Jugendfreund, Gustav Janouch, eckermannisch aufgezeichnet hat. So dürfen wir denn bald die Fragmente des Lebensfragments Kafka vollständig besitzen und auf eigene Faust eine Deutung dieses an sich niemals eindeutig erfaßbaren Werkes wagen, mit dem sich schon über 200 Denker, Dichter, Publizisten unserer Zeit versucht haben. So viele *Zeitschriften-Exegesen* erfaßt bibliographisch der Sammelband *The Kafka Problem*, in dem Angel Flores 40 Erklärungen in Buchform wiedergibt (New directions, New York), darunter die von Auden, Camus, Groethuysen, Werfel und Brod, auf dessen Schultern alle stehen, auch jene, die es ihm nicht immer gebührend danken.

In der Gesamtausgabe wird Brod nun endlich, wie er auch im *Merkur* anläßlich der Veröffentlichung einer Reihe von Briefen Kafkas an ihn mitteilt, den *Brief an den Vater* vollständig veröffentlichen, dieses wahrscheinlich wichtigste Dokument der Selbstdeutung des Dichters. Rücksichten, die gegen

die vollständige Veröffentlichung sprachen, sind nun hinfällig geworden, denn auch den drei geliebten Schwestern Kafkas ist der deutsche Tod von Auschwitz nicht erspart geblieben. Dort konnten sie erfahren, wie die grausigsten Halluzinationen des Bruders Wirklichkeit geworden waren, und nicht Gregor Samsa allein, in der Erzählung *Die Verwandlung*, sondern Millionen Menschen in Ungeziefer verwandelt und nachher weggekehrt wurden, in die Abfallkübel zur industriellen Verwertung. Daß Menschen durch ihre Beerdigung der Kollektivgesellschaft ihren hochgradigen Phosphatgehalt entziehen, gilt ja in *Huxleys Wackerer, neuen Welt* (Steinberg-Verlag) als schweres Vergehen gegen die Sittenordnung, der sich freilich Gott nur durch seine Abwesenheit kundgibt. Auch das ist echter Kafka, das Geheimnis seiner theologischen Friedlosigkeit, mit der sich der Weltkommentar zu seinem Werk unablässig auseinandersetzt.

Kafkas Leiden am «Gesetz» und an der absurden, vor nichts zurückschreckenden Versuchung eines omnipotenten Vätergotts mußte eine christliche Deutung seines Werkes provozieren, die seinem Leiden nicht die Sehnsucht nach der christlichen Gnade, aber ihre Unkenntnis, und damit auch das unbewußte Verlangen nach ihr, nachsagt. Wie weit die Deutungswillkür gehen kann, zeigt eine Studie *Notes on Hemingway and Kafka* von Caroline Gordon in *The Sewanee Review* (LVII, 2) über den Jäger *Gracchus*. Diese Parabel stellt die Irrfahrten eines Toten dar, der nicht ganz sterben kann, da der Charon des Todeskahns die letzte Fahrt verfehlte: «Eine falsche Drehung des Steuers, ein Augenblick der Unaufmerksamkeit des Führers, eine Ablenkung durch meine wunderschöne Heimat (sc. den Schwarzwald), ich weiß nicht, was es war, nur das weiß ich, daß ich auf der Erde blieb und daß mein Kahn seither die irdischen Gewässer befährt. So reise ich, der nur in seinen Bergen leben wollte, nach meinem Tode durch alle Länder der Erde.»

Wer Kafka kennt, wird sogleich an konstante Motive des Dichters erinnert: an den Schluß des Landarzts: «Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt — es ist niemals gutzumachen.» Auch der Totenschiffer folgte einer unaufmerksamen Regung und beging etwas Irreparables, wie Kafka oft Schuld definiert. Aber auch die sträfliche Ichsucht in der Tierparabel *Der Bau* klingt an. Weitere Parallelen zu dem Motivkreis des verfehlten Gesetzes wird jeder Kafka-Kenner finden. Nach Caroline Gordon (nicht zu verwechseln mit Caroline Giedion, die in meiner letzten Chronik über *Joyce* nicht unter den großen Frauenhelfern des Dichters aufgeführt zu haben ich mir als Verfehlung anrechne, um so mehr ihre Deutungen von *Joyce*, mit Curtius zusammen die ersten deutscher Sprache, gerade in der *Neuen Schweizer Rundschau* 1928/29 erschienen sind) — also nach Caroline Gordon ist dieser vom Sterben ausgeschlossene Jäger *Gracchus* niemand sonst als Christus. An Begründungen fehlt es auch einer solchen Deutung nicht. Der Bürgermeister, der das Kommen der Totenbahre erwartet, heißt bezeichnenderweise *Salvatore*. Die Nachricht, daß der Tote kommen wird, stammt von der Taube des Heiligen Geistes, die groß wie ein Hahn ist. Und dieser Hahn erinnert die Kommentatorin an jenen anderen, der zum Verrate gekräht hat. Auch weitere, durch geringe Verschiebungen geschaffene Argumente ermöglichen eine Deutung, die zuerst absurd erscheint, aber allmählich im Leser die Ahnung von etwas sehr Schönem erweckt. Aber das Entscheidende der Parabel widerlegt die versuchte Christianisierung. Der Tote ist schuldig, was Christus nicht sein kann. Er lebte vom Töten, wie das Tier im «Bau», und glaubte dennoch, unschuldig wie ein Mädchen, ins Hochzeitskleid des Totenhemdes geschlüpft zu sein. Gordon erklärt die Unterbrechung von Tod und

damit auch von Auferstehung als Schuld der Kirche (Gemeinschaft). Man kann eine Kafkasche Parabel auch zur Illustrierung einer Schuld verwenden, die von ihr nicht gemeint wurde. Das beweist die Unerschöpflichkeit dieser irrationalen Vorgänge, aber nicht ihre paradigmatische Bedeutung, wie sie in diesem Fall gesucht wird. Und liegt es nicht näher, an die Legende des Ewigen Juden zu denken, den Heine in den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski durch die Liebe erlösen wollte, und den Kafka posthum zu einem Zwischenzustand von Leben und Tod verdammt? Diese meine Deutung ist gewiß nicht die einzig mögliche, aber sie hat vor der Christusdeutung den Vorzug, daß sie eine Schuld einkalkuliert, ohne die das Urteil seine geheime Richtigkeit verlore. Gewiß ist Gracchus nicht der Ewige Jude, aber sein Wanderschaftsmotiv macht ihn Kain zugehörig.

Die Deutung Kafkas aus dem Sprachmaterial nimmt in zwei überaus behutsamen Studien H. S. Reis im *Trivium* (3) vor. Er untersucht die beiden Stücke *Der Schlag ans Hoftor* und *Die Prüfung*, und unter Verzicht auf allegorische Folgerungen beschränkt er sich erfolgreich darauf, von der Sprache «den Schlüssel nicht nur zur zeitlosen Traumwelt seines Werkes, sondern auch zu seinem Wesen» zu erhalten. Verwandt ist auch der Versuch von Rainer Grünter, mit den Mitteln der Dichtungswissenschaft unter Verzicht auf esoterische Unterlegungen einen neuen *Beitrag zur Kafka-Deutung* im *Merkur* (25) zu bieten. Ausgehend von Kafkas Lieblingsautoren Kleist und dem Schatzkästlein von Hebel (das man denn auch von Kafka her in der neuen Ausgabe der Manesse-Bibliothek lesen möge) sucht Grünter Parallelen und Verwandtschaften im Motivischen zwischen Kleist und Kafka zu erfassen (wo auch Brod wertvolle Vorarbeit geleistet hat). Kafka wurde bei Kleist von einer übereinstimmenden Auffassung des Verhängnisses, der prädestinierten Verstrickung, der Verbotsübertretungen angezogen. Grünter wünscht den *Kohlhaas* parallel zum *Schloß* und zum *Prozeß* zu lesen, ohne sich daran zu stoßen, daß bei Kleist die Rechtssuche mit traditionellen Schuldgewichten beladen, durch Handlungen hindurch zum vorbestimmten Scheitern führt. Er übersieht aber vielleicht das Wesentliche, daß Kohlhaas um eine Wiedergutmachung angetanen Unrechts kämpft, während Josef K. vom Bewußtsein einer Urschuld ausgeht und zu ihr zu finden sich eingeladen fühlt.

Wie alle Deutungen Kafkas einen nicht auflösbaren Rest hinterlassen, der zu immer neuen Erforschungen anreizt, so wirkt auch sein Leben als Prämisse zu einer greifbaren Lösung, die sein Tod verhindert, das heißt sein Ich gefürchtet hat. Die Aufhellung, die sich ankündigte, sollte nicht sein, daher unterblieb sie. In den Kafka des täglichen Lebens führt uns die Bekanntschaft mit Dora Dymant, seiner Lebensgefährtin, die Erinnerungen an den Toten dem Direktor der *Evidences* (8), Nicolas Baudy, mitgeteilt hat. Man liest sie gespannt und ergriffen in dieser Pariser Monatsschrift, die vom American Jewish Committee herausgegeben wird. Dymant kennt Hebels *Schatzkästlein*, wie sie erzählt, auswendig, so oft hat es ihr Kafka vorgelesen. Niemals, meint Dora Dymant, hätte Kafka gewünscht, daß eine neue Generation vom Schuldgefühl des *Prozesses* und des *Schlusses* durchdrungen werde. Kafka war unter Leiden und Opfern durch die Welt dieser Werke hindurchgedrungen und stand am Fuße einer Mauer, die zu übersteigen sein Vorsatz war. Alles war in ihm zu einem großen Werk der Lebensbejahung gereift, und mit einer gewissen heiteren List erzählte Kafka von den Phantomen, die ihn verfolgten. Sein lebenswürdig menschenfreundliches Wesen verhüllte sein Temperament des echten Künstlers. Daß er ein außerordentlicher rhythmischer Sprecher war, wissen wir auch von Brod. Aber dieses Doppelwesen ist auch in seinen

Werken enthalten: kristallisierte Objektivität rotierend um undurchdringliches Chaos. Daher ist sein Leben so rätselhaft wie sein Werk. Das Glück seines kleinen Haushalts in Berlin wirkt zu Tränen ergreifend durch die Täuschung, die ihm zugrunde lag. Man wird wohl noch lange nicht Kafka mit der Heiterkeit und dem Gelächter lesen können, in das er selbst als Vorleser seiner Düsternisse ausbrechen konnte. So bleibt hinter jeder neuen Deutung ein Rest liegen, der deutungsbedürftig wirkt, wenn man sich nicht damit abfinden will, daß es auch literarische Werke gibt, die unlösbar sind wie Primzahlen. Ihr Reiz ist ihre Unteilbarkeit, ihre Undeutbarkeit, der Schimmer des Beinahe, in dem, je nach den Zeitumständen, etwas Trostloses liegt, aber auch die heitere Ahnung, daß unsere Qualen eine Täuschung sind, wie eine Strindbergsche Oster-Passion.

Kafka-Sammler seien noch auf zwei treffliche Studien hingewiesen: *Günther Anders: Kafka without Religion in Commentary* (VIII, 6) und *Hermann L. Goldschmidt: They Key to Kafka*, der auch in *Commentary* (VIII, 1) erschienen ist.

Gedichte in Notenschrift Das von Dora Dymant erwähnte so ganz besondere, rhythmische Sprechen Kafkas, das nur diejenigen, die es kannten, in seiner Prosa erkennen, macht uns bewußt, mit wie unzureichenden graphischen Mitteln das Dichterische fixiert wird. *Ernst Schönwiese* setzt sich als Lyriker mit seiner intensiven Gabe, das Dichterische aufzunehmen, mit dem Problem einer Fixierung der tonalen Gedichtwerte in einem Aufsatz *Ueber die Möglichkeit einer Notenschrift lyrischer Gedichte* in der Salzburger Vierteljahresschrift *Olympia* (2) auseinander. Ausgehend von den im Nachlaß Hölderlins gefundenen Blättern, auf denen ganze Gedichte noch nicht in Worten, aber schon rhythmisch und daher auch musikalisch niedergeschrieben waren, untersucht Schönwiese das Verhältnis des verstandesmäßig erfassbaren Inhalts zum unwägbaren Klangausdruck, durch den jener Gedicht wird: «Jenes geheimnisvolle Ergriffensein der Seele, das Dämonisch-Getriebene, das nach Ausdruck rang, war ihm primär im Rhythmus, im Schritt, in der rätselvoll musikalischen Abfolge betonter und unbetonter Silben, in der Beschleunigung oder Verzögerung des Taktes enthalten und bedurfte erst in späterer Folge auch des rationalen, begrifflichen Elements des Wortes. Alles Entscheidende des Gedichts war ihm schon mit dieser wortlosen ‚Notenschrift‘ aus Häkchen und Strichen erfaßt.» Dennoch geht *Albrecht Schaeffer* viel zu weit, ohne daß Schönwiese diesen Scheinradikalismus akzeptieren will, wenn er den Inhalt eines Gedichtes eine Belanglosigkeit nennt, der «soviel wie seine Verneinung bedeutet». Das Wort kristallisiert mit seinen Inhalten klangbegrifflich, «jenes musikalische Element, das als erstes aus dem geheimnisvoll Wogenden des eigenen Innern geboren wird». Ein großes Gedicht ist aber ohne einen großen Inhalt nicht denkbar, auch wenn es nur der Klang ist, der mit dem «Fließe, fließe, lieber Fluß!» eine heraklitische Verzweiflung ausdrückt. Es ist eben der Rhythmus, der einen Inhalt in sich schließt, den der Dichter, wie Schönwiese richtig sieht, aus dem potentiellen Klangbesitz entfaltet. Wo die Inhalte nicht stimmen, klingen die Rhythmen unstimmig. Beides in Notenschrift zu fixieren, wird wohl ein Wunsch bleiben. Im übrigen zeigt Schönwiese gerade in seinen Gedichten¹, daß der bewußte Inhalt, die geistige Erfassung

¹ *Ausfahrt und Wiederkehr*. In der Reihe «Stimme aus Oesterreich». Herausgegeben von Leopold Liegler. Wien 1947 — *Das Unverlorene Paradies*. Mit 9 Steinzeichnungen von Barlach. Wien — *Das Bleibende*. Herausgegeben von E. H. Steenken in der Reihe «Die Ausfahrt». Pflugverlag, Thal 1950.

des lyrischen Urerlebnisses, die Fähigkeit, etwas zu sagen, was an sich sagenswert ist, zu den Bedingungen eines Gedichtwerts gehört, ja ihn grundlegend stiftet. Daß der Rhythmus das Wort ankündigt, wie der Same die Blume, ohne es zu kennen, gehört zum Geheimnis der Sprachschöpfung. Auch auf diese Unerforschlichkeit kann man den echten Vers Schönwieses beziehen: «*Daß stumm du bleibst: ich dank es Dir zuletzt.*»

Zwei Abstammungen Zwei Abstammungen, denen man oft, ohne recht faßbare Begründung, das Attribut des Undefinierten geben wollte, sind zuverlässig ausgekundschaftet worden. Aus einer Rezension von *Franz Borkenau* im *Monat* (25) des Buches «*Three Who Made a Revolution*» von D. Wolfe (New York 1948) erfährt man, daß die Mutter von *Wladimir Iljitsch Uljanow (Lenin)* eine Wolgadeutsche namens *Blank* war. Das wurde schon früher von dem amerikanischen Literaturhistoriker *Edmund Wilson* behauptet. Die russische Literatur schweigt sich über die Abstammung Lenins aus. Gelegentlich konnte man in russischen Veröffentlichungen lesen, daß Lenins Mutter nur väterlicherseits Russin war. Grade das war sie nicht, wie der Name *Blank* beweist. Da aber Lenins Großmutter mütterlicherseits Wolgadeutsche war, war wohl auch *Blank* ein Wolgadeutscher. (Der Name könnte auch baltisch sein.) Lenins Vater war der Sprache nach Russe, dem Namen nach *Turkotatare*. Ein stark calvinistisch-puritanisches Element findet sich in Lenins Herkunft, mit dem *Borkenau* den Buchstabenglauben Lenins an *Marx* erklären möchte.

Die Herkunft von *Apollinaire* bemüht sich schon geraume Zeit *Marcel Adéma* zu erforschen. Im *Figaro Littéraire* (236) legt er nun überraschende Zeugnisse dafür vor, daß der große Lyriker väterlicherseits *Schweizer* war. *Apollinaire* wurde am 29. September 1880 in der Capella Sistina der liberischen Basilika von *Sainte-Marie Majeure* getauft. Seine Mutter war eine *Polin* namens *Angeliska de Kostrowitzky*, und auf ihren Namen wurde der Dichter als uneheliches Kind in die Register eingetragen. Der Vater hieß *Francesco Flugi d'Aspermont*. Das Geschlecht *Flugi* stammt aus dem Engadin und wird seit dem 15. Jahrhundert genannt. Die Familie lebte später in Tirol und erhielt 1640 durch kaiserliches Diplom das Adelsprädikat von *Aspermont*. Im 18. Jahrhundert ist ein in *St. Moritz* geborener *Flugi* Deputierter in den Ständen. Er ist mit *Regina Planta von Wildenberg* verheiratet und der Großvater jenes *Franz Flugi d'Aspermont*, der der uneheliche Vater des Dichters wurde. In dem väterlich-graubündischen Geschlecht findet man in jeder Generation hohe Geistliche, bourbonische Offiziere, österreichische Beamte. Die noch lebende Schwägerin von *Apollinaires* Vater darf als authentische Quelle dieser genealogischen Mitteilungen angesehen werden, da ihr die leidenschaftliche Liebesbeziehung ihres Schwagers zur «*Russin*» *Kostrowitzky* bekannt war. Aristokratische Kultur, slawischer und deutscher Sensualismus in den Versen des Dichters können nun objektiver als bisher mit seiner kosmopolitischen Herkunft in Verbindung gebracht werden.

Kurze Chronik Die amerikanische Monatsschrift *United Nations World* konnte auf Grund ihres ausgezeichneten Nachrichtendienstes zahlreiche Ereignisse der Weltpolitik erstaunlich früh richtig voraussagen. Ob durch Kombination oder Information, so meldete sie doch mit einem Vorsprung von Monaten: Rußlands Bruch mit *Tito*, die Aufhebung der Blockade Berlins, die

Reise von Lie nach Moskau, den chinesisch-russischen Bündnisvertrag, ein Geheimabkommen zwischen Peron und Vargas zwecks einer gemeinsamen Politik von Argentinien und Brasilien gegen die Vereinigten Staaten im Fall eines Wahlsieges von Vargas, die Rückkehr von Rußland in die Vereinigten Nationen im Juli 1950 und Nehrus Rolle als Vermittler zwischen Rußland und Amerika. — Die neue Nummer der *Historischen Zeitschrift* (Band 170, Heft 2, Seite 233—456) enthält folgende Hauptartikel: Das Problem der Revolution im 19. Jahrhundert von Th. Schieder. Die Staatsidee im Kulturkampf von H. Bornkamm. Ranke und der deutsche Imperialismus von L. Dehio, dem Herausgeber. Wir kommen auf diese Beiträge noch zurück. — In *The Nineteenth Century* (882—885) erscheint eine Serie von Artikeln, die ländersweise die Zeitschriften der Welt beschreiben und analysieren. Die letzten Aufsätze behandelten die italienischen, französischen und deutschen Zeitschriften. Der Vergleich der französischen Zeitschriften mit den englischen war für beide Länder charakteristisch. Zum Kapitel der Aufrüstung gehört im Oktoberheft dieser Zeitschrift der Leitaufsatz von Jon Kimche: *Can Germany be defended?* Im gleichen Heft eine Studie von Paul Leclercq über zwei Lehrer der englischen Sprache: *Verlaine und Mallarmé*. Sie ist auch anekdotisch bereichernd. Als Mallarmé erfuhr, daß Debussy den «Après-midi d'un Faune» in Musik setzen wollte, sagte er verstimmt: «Ich dachte, ich hätte ihn schon in Musik gesetzt.» — Die Vierteljahresschrift *Les Lettres* veröffentlicht unter der Leitung von André Silveira hauptsächlich dichterische und essayistische Beiträge. Man findet im letzten Heft ein längeres Gedicht des so qualvoll verstorbenen Yvan Goll, einen Aufsatz von Willy-Paul Romain: «Soeren Kierkegaard et la pensée catholique», Anekdoten von Kleist, ins Französische übersetzt von Flora Klee-Palyi, Chroniken über Poesie, Literatur und Theater. Von den vorausgegangenen Heften war die Doppelnummer 5—6 dem «Romantisme Anglais», die Tripelnummer 9—11 Mallarmé gewidmet. Sie brachte auch ungedruckte Gedichte und Briefe. — Als Zeitschriften angelsächsischer Poesie zeichnen sich aus: *Poetry London*, *The Poetry Review*, *Poetry Quarterly*, *French Studies*, *The Kenyon Review*, *The Hudson Review*, *Nine* (eine neue Vierteljahresschrift mit Beiträgen von und über Dichter), *Life and Letters*, *The Dublin Magazine*, wozu noch viele amerikanische kommen. Und da so gut wie alle Zeitschriften englischer Sprache, außer gewissen Fachblättern, moderne Verse veröffentlichen, hat der Dichter deutscher Verse allen Anlaß, über sein tristes Schicksal lieber in Prosa nachzudenken. — *Anfragen von Lesern*: Nein, *Joyce* ist deutsch nicht vergriffen. Das «Jugendbildnis» ist eben in 7. Auflage im Rhein-Verlag neu erschienen; «Ulysses» und «Dublin» liegen ebenfalls in den Ausgaben dieses Verlags vor. Ob und wann «Finnegans Wake» deutsch erscheinen wird, ist noch unbekannt.

Felix Stössinger